



(Nachdruck verboten.)

Das Herz der Welt.

12] Von H. Nider Saggard.
 Autoriſirte Ueberſetzung von Gertrude Hildebrandt-Eggert.

„Wirklich,“ meinte der Sennor — „mir ſcheint es ſeltſam, daß zwei Betrümmte ſich gegenseitig tödten ſollten.“

„Das ſage ich auch, Sennor. Ich dachte erſt, die Indianer wären in das Zimmer gedrungen, doch das war nicht der Fall. Ah, das ſind ſchlimme Leute und die Regierung behandelt ſie viel zu nachſichtig. Unſere Väter wußten beſſer mit ihnen umzugehen, aber, Gott ſei Dank, der Arm der Regierung reicht kaum bis hierher, obgleich wir einmal Soldaten hier hatten,“ und er ſuchte bei der Erinnerung daran und ſtürzte ein Glas Burgunder hinunter.

„Es ſind wirklich ſchlechte Leute,“ fuhr er fort, „und die demonios, zu denen ihre Väter beteten, haben ſie noch in der Gewalt. Sie ſind auch gottlos und verſchlagen und manche von ihnen wiſſen von ungeheuren vergrabenen Reichthümern, aber ſie verrathen nichts.“

„Ja“ — und plötzlich, von dem feurigen Wein erregt, ſlüſterte er ſeinem Gaſte ins Ohr — „ich habe im Augenblick einen ſolchen Indianer im Hauſe, einen alten Sacandone — d. h. einen ungetauften Indianer, und mit ihm ſeine Tochter, ein bildſchönes Weib — Engländer, wenn Ihr mir gefällt, zeige ich ſie Euch morgen. Oh — ſie iſt ſchön, doch eine Teufelin im Herzen. Ich habe mich nicht getraut, ſie den Kleinen zu zeigen,“ und er nickte nach ſeinen Kumpanen hin, „aber Joſe ſoll ſie und ihren Vater heute Abend beſuchen. Der wird ſich aus ihren Launen nichts machen.“

„Nun, wollen Sie wohl glauben, dieſe Beiden kennen das Geheimniß, um Jeden von uns ſo reich zu machen, wie die Königin von England. Woher ich das weiß? Von ihren eigenen Lippen. Aber füllt Euer Glas und nehmt eine Cigarre, dann will ich die Geſchichte erzählen.“

VIII.

Bei und nach dem Abendbrod.

„Wenn Sie ſich für alte Ruinen und Indianer intereſſiren, Sennor, dann müſſen Sie doch von den Stämmen gehört haben, die im Waldlande wohnen, wohin noch kein Weißer ſeinen Fuß geſetzt hat, und von den wunderbaren Städten, die voll Gold ſind. Viele behaupten, das wären Alles nur Märchen und es gäbe weder ſolche Menſchen, noch ſolche Städte, aber ich war von jeher der Anſicht, es müßte doch etwas Wahres an der Geſchichte ſein.“

„Vor ein paar Monaten erfuhr ich nun, daß ein alter indianiſcher Arzt, der fern aus dem Innern gekommen ſei, zuſammen mit einem Weibe in dem Wäldchen hauſe; wo, konnte ich nicht genau erfahren und habe mich auch nicht darum beunruhigt. Da kam, vor acht Wochen ungefähr, ein Indianer hier vorbei und als er den Zoll entrichten ſollte — um mich für meine Ausgaben im Wegebau zu entſchädigen — bezahlte er mit einem Stück reinen Goldes, in welches auf jeder Seite ein Herz eingepreßt war.“

„Sie wiſſen nun vielleicht nicht, aber ich wußte es, daß das Herz ein den Indianern geheiligtes Symbol iſt. Als ich es alſo auf dem Golde erblickte, fragte ich den Indianer, wo er es her habe, und er berichtete mir bereitwillig, der alte Doktor habe es ihm für einige Nahrungsmittel als Bezahlung gegeben. Er ſagte mir auch, wo ich ihn finden könne, und zog dann ſeines Weges. Aber betreffs des Ortes hatte er mich belogen und ich ſuchte vergebens. Nun, um es kurz zu machen, ich legte dem alten Indianer eine Falle und fing ihn.“

„Ein Mann, der in meinen Dienſten ſtand, hatte den Alten ſchon verſchiedentlich konſultirt, wollte aber ſeinen Schlupfwinkel nicht verrathen. Da veranlaßte ich einen Andern, ihm vorzuſpiegeln, ſein kleines Kind läge im Sterben, der Doktor möchte doch kommen und es retten.“

„Das Ende davon war, daß der alte Indianer mit ſeiner Tochter kam.“

„Sie traten ganz ruhig hier in das Haus ein und gewahrten ihren Irrthum erſt, als die Thür ſich hinter ihnen geſchloſſen hatte.“

„Ich kann Ihnen ſagen, Sennor, ich habe über ihre Geſichter Thränen gelacht, obgleich eigentlich gar nichts zu lachen war, denn der Alte ſah aus wie ein alter König, und das Mädchen wie eine Königin, ganz anders, als die Indianer hier zu Lande; zudem trugen ſie Serapes, wie ich noch nie im Leben geſehen, aus großen grünen Federn, die auf Seinen befeſtigt waren.“

„Als der alte Mann ſich gefangen ſah, fragte er, was das zu bedeuten habe, und ſein Dialekt war dem Mayabialekt ſo ähnlich, daß ich ihn ganz gut verſtand. Ich ſagte ihm, er ſolle eine Zeitlang mein Gaſt ſein, und ließ ihn von meinem Diener und einem andern Manne in ſichern Gewahrſam bringen, wobei er in ſchreckliche Wuth gerieth und uns Alle verfluchte. Das that er in ſo entſetzlicher Weiſe, daß mir die Haare zu Berge ſtanden, und mein Diener, der ihn hergelockt, ſtarb, von Angſt geſchüttelt, binnen zwei Tagen. Als der Andere davon hörte, entfloh er und man hat nie wieder von ihm gehört.“

„So kommt's, daß nur ich allein weiß, wo die Vögel verborgen ſind, aber heute Abend will ich Joſe zu ihnen geleiten, denn den Andern traue ich nicht.“

„Als ſich nun die Beiden ein wenig beruhigt, ſprach ich durch ein Gitter mit ihnen und fragte den Alten, wo er das Gold mit dem eingepreßten Herzen her habe. Er ſagte, er wiſſe nichts von ſolchem Golde. Da ich überzeugt war, daß er lüge, nahm ich zu einer andern Liſt meine Zuflucht. Die Zelle, in die ich ſie geſperrt, hat einen Nebenraum, von dem man Alles ſehen und hören kann, was darinnen vorgeht, ohne daß man von dort aus bemerkt werden kann.“

„Dort lag ich ſtundenlang auf der Lauer. Erſt ſprachen ſie von gleichgültigen Dingen, dann beſah ſich das Mädchen ein goldenes Kreuzifix an der Wand und ſagte:

„Sieh, Vater, hier haben ſie auch Gold.“

„Das iſt nur vergoldet, kein Gold,“ gab er zurück. Ich kenne die Kunſt, obgleich man ſie bei uns nicht übt, höchſtens

um die Speere und Pfeilspitzen vor Kost zu schützen, die die Vogelshützen auf dem See benützen.' Dann fügte er hinzu:

„Ich möchte wohl wissen, was der habgierige weiße Spitzbube jagen würde, wenn wir ihm unsere unermeßlichen Tempelschätze zeigten.“

„Aht!“ sagte sie. Die Wände haben überall Ohren. Wir dürfen uns nichts merken lassen, denn so ist die einzige Möglichkeit, zu entkommen.“

„Nun?“ fragte der Sennor eifrig, „und was entgegnete Zibalbay? Sagten Sie nicht, der Alte hieße Zibalbay?“ versuchte er seinen Fehler wieder gut zu machen.

„Zibalbay! Nein, ich habe den Namen gar nicht erwähnt,“ entgegnete Don Pedro argwöhnisch und fuhr dann in völlig anderer Weise fort: „Er entgegnete gar nichts. Als ich am anderen Morgen die Vögel aushorchen wollte, waren sie entwischt, 's ist schade, ich hätte sonst den alten Mann fragen können, ob er Zibalbay hieße. Vermuthlich haben die Indianer sie hinausgelassen, ich konnte aber nichts entdecken.“

„Aber Don Pedro, Sie sagten doch eben, sie seien noch im Hause.“

„Thut ich das? Dann habe ich mich geirrt, wie Sie mit dem Namen. Der Wein ist schwer, er muß mir zu Kopf gestiegen sein. Doch nun genug davon. Kommt, Sennor, trinkt eine Tasse Kaffee, der ist gut.“

„Danke, nein,“ entgegnete der Sennor. „Ich trinke Nachts niemals Kaffee. Das raubt mir den Schlaf.“

„So machen Sie, bitte, heute eine Ausnahme. Es ist eigenes Gewächs und wir sind stolz darauf.“

„Ich muß doch danken; aber sagen Sie, bebauen die Herren, die ich hier sehe, Ihre Pflanzungen?“

„Ja, allerdings. Sie kommen Ihnen wohl etwas wüst vor, aber sie sind gutherzig. Mich behandeln sie wie einen Vater. Ah bah, Sennor, was nützt das Versteckenspielen. Die Landwirtschaft kommt nur so nebenbei, unser Hauptgeschäft ist der Schnuggel.“

„Aber die guten Zeiten sind vorüber. Die Zollbeamten verlangen zu viel, will man ihnen den Mund stopfen. Heutzutage ist der Profit gering und man muß der Vorsehung dankbar sein, wenn sie Einem etwas in den Weg schießt.“

„So wie die beiden Amerikaner, die sich umbrachten,“ meinte der Sennor, dem die Zunge leicht einmal durchging.

Sofort veränderte sich Don Pedros Gesicht. Die geheuchelte Freundlichkeit verschwand und machte einem harten, verschmigten Ausdruck Platz.

„Ich bin müde, Sennor,“ sagte er, „und will ein Schläfchen in der Hängematte machen. Vielleicht unterhalten Sie sich noch mit den Anderen, bis Sie selbst der Ruhe begehren.“ Dann stand er auf, verbeugte sich und ging nach dem anderen Ende des Zimmers.

Als Don Pedro sich zurückgezogen hatte, forderten Don José und Don Smith, die ebenfalls mehr oder minder bezechet waren, den Sennor auf, mit ihnen Karten zu spielen. Da er ahnte, daß man auf diese Weise ergründen wollte, wie viel Geld er bei sich führe, stellte er sich ebenfalls betrunken und erwiderte laut, er hätte fast sein gesamtes Geld beim Schiffbruch verloren und hätte auch zu viel getrunken, um noch spielen zu können.

„Dann müßt Ihr's auf dem Wege verloren haben, Freund,“ entgegnete Don José, „denn Ihr vergeßt, daß Ihr die Matrosen mit Gold bezahlet, das Ihr umgeschlallt im Gürtel truget. Aber Niemand wird zum Spiele gezwungen, also kommt und laßt uns plaudern, während die Anderen ihr Spielchen machen.“

Der Sennor stimmte bei und schwankte zu einem leeren Stuhl, von dem aus er zusehen und sich zuweilen in die Unterhaltung der Spieler mischen konnte.

Allmählich, als die Leute immer betrunkenere wurden, begannen sie sich ihrer Mordthaten und Ueberfälle zu rühmen, vor allen Don Smith, der Amerikaner. Seine Geschichten waren so gräßlich, daß der Sennor sie nicht mehr anhören mochte und schließlich so that, als wäre er eingeknickt.

Während der ganzen Zeit saß ich schweigsam, mit verführten Armen an meinem Tische. Kein Wort der Unterhaltung war mir entgangen und ich sann darüber nach, wie lange wohl der liebe Gott noch dulden würde, daß dieses Gezücht meine Landsleute knete und mißhandelte.

Blötzlich rief Don Smith:

„Sieh doch der Indianer-Galunke, Freund. Der sieht so stolz aus, wie ein Pfau im Frühjahr. Er erinnert mich an die Gestalt des Königs in der Ruine, wo wir im vergangenen Jahr der Sennora auflauerten. Du entfinnst Dich doch der Sennora, José? Ich höre ihren Schreckensschrei noch —“ und er lachte und fügte brutal hinzu: „Trinkt eins, König!“

„Gracias, Sennor,“ gab ich zurück, „ich habe getrunken.“

„Dann raucht eine Cigarre, König.“

„Gracias, Sennor, heute Abend rauche ich nicht.“

„Der oberste Kazite aller Indianer will weder trinken noch rauchen,“ meinte Don Smith, „also spenden wir ihm Weisbrauch,“ und er füllte einen Teller mit trockenem Tabak und Cigarettenpapier und zündete es an. Dann stellte er den Teller vor mich nieder, so daß der Qualm um meinen Kopf zog.

„Da, nun sieht er wie ein wirklicher Gott aus,“ lachte der Amerikaner; „weißt Du, José, wir wollen ihm ein Opfer darbringen. Das Mädchen, das vorige Woche entlaufen ist und das wir mit den Hunden wiedergefangen haben.“

„Nein, nein, Kamerad. Heute Abend keinen von Deinen schlechten Wigen. Du weißt, wir haben einen Gast. Ich möchte am liebsten diesen alten Indianer sich selbst opfern,“ brach er in plötzlicher Wuth los. „Verdammt. Er hat mich und meine Eltern beschimpft.“

„Und willst Du Dir das von dem Indianergötzen gefallen lassen? Ich hätte ihm schon längst die Lügen ausgetrieben.“

„Der rothe Galunke soll mir büßen!“ schrie er und zog sein langes Messer, mit dem er mir vor dem Gesichte herumfuchtelte. Ich rührte mich nicht und zuckte nicht einmal mit den Wimpern, denn ich wußte, sobald ich Furcht zeigte, stieß er los. So sagte ich ganz ruhig:

„Sie belieben zu scherzen, Sennor, und Ihre Scherze sind einigermassen roh, aber ich übersehe sie, denn ich weiß, Sie können mir nichts anhaben, weil ich Ihr Gast bin, und wer seinen Gast tödtet, ist ein Mörder, was doch der hochgeborene Don José niemals sein könnte.“

„Stich das Schwein nieder, José,“ sagte Smith, „er beleidigt Dich wieder und es spart Dir spätere Unannehmlichkeiten.“

Als da Don José sich mir zum zweiten Male näherte, sprang der Sennor zwischen uns.

„Hört, Freund, ein Scherz ist ein Scherz,“ sagte er, „aber Ihr geht nach Eurer Gewohnheit zu weit,“ und ihn bei den Schultern packend, stieß er ihn so energisch zurück, daß jener gegen den Tisch taumelte und zu Boden stürzte, von wo er sich wuthschraubend wieder erhob.

Jetzt mochte Don Pedro denken, die Zeit zum Eingreifen sei für ihn gekommen.

„Gebt Frieden, ihr Kleinen!“ rief er schläfrig aus seiner Hängematte. „Vergeßt nicht, daß es Gäste sind, und hört mit dem Knurren auf. Laßt sie schlafen gehen, sie bedürfen der Ruhe; bis morgen sind Eure Streitigkeiten vergessen.“

„Ich folge dem Winke,“ sagte der Sennor mit gezwungener Heiterkeit. „Kommt, Ignatio, laß uns unseres Wirthes guten Wein ausschlafen. Meine Herren, ich wünsche Ihnen wohl zu träumen,“ und er durchschritt den Saal, von mir gefolgt. (Fortsetzung folgt.)

Musik und Geräusch auf der Straße.

Eine akustische Plauderei.

Die fast unendliche Vielheit und Mannigfaltigkeit der uns umgebenden Schallquellen, wie die Wahrheit: wo Bewegung, da Schall, hat unser Ohr mit der Zeit so sehr daran gewöhnt, daß wir besonders einzelne Töne und Geräusche im Hause und auf der Straße fast gar nicht mehr in unser Bewußtsein treten lassen und noch viel weniger uns an ihre Entstehung erinnern. Wenn wir aber daran denken, wie fein, wie wunderbar genau und verwickelt die Naturgesetze auch hierin arbeiten, so wird es den Leser gewiß interessieren, die alltäglich wiederkehrenden Schallquellen einmal in ihrer akustischen Thätigkeit zu belauschen. Ehe wir unsere Wohnung verlassen, hat unser Ohr schon viele Schallzüge in sich aufnehmen müssen: beim Morgenkaffee das Knistern der frischen Bröckchen, ein kurzes Schwingen der spröden, braunen Brodtheile; das Eingießen des Kaffees, ein weiches Klatschen einer fallenden Tonreihe im Raume einer Serte (es-g); die Berührung der Ober- mit der Untertasse, mit den deutlich zu hörenden Tönen es-d; das Schlürfen des braunen Getränkes, bei nicht wohlherzogenen Menschen mit verworrenen Schwingungen verbunden, welche die zu gleicher Zeit mit dem Kaffee eintretende Luft verursacht; dann das Rutschen des Stuhles, begleitet von den durch die Rauigkeit und stoßweise Reibung der Holzarten entstehenden Schallstößen u. s. w. Wir öffnen die Hausthür, hören ein quietisches Getöse und sagen uns: „Die Thürangeln müssen geschmiert werden“, d. h. es sollen die durch Reibung bewirkten Schwingungen der Eisenheile, 3000 bis 4000 Hin- und Herbewegungen in einer Sekunde, oder auch tiefere (meine Hausthür entwickelte elegische Tonläufe von C-e) vernieden werden. Die Thür fällt hinter uns ins Schloß. Die Gewißheit bestätigt sich durch ein Conglomerat von Geräuschen, welche die Holz-, Eisen- und Glasteile ins Werk setzen; wir benaussen es mit dem Worte „Thürenschlagen“. Beim Betreten der Straße tritt uns ein undefinirtes Geras entgegen, das am Besten im Vergleich zur Straße bei Nacht ins Bewußtsein tritt. Das Bild, daß wir mit Straßenleben bezeichnen, wechselt in den verschiedensten Bewegungen der auf der Straße befindlichen lebenden Wesen und Gegenstände. In der Luft schweben alle die Millionen regelmäßiger und unregelmäßiger Schallercheinungen, die nur auf die Gelegenheit ihrer Erweckung warten, um ins Leben zu treten.

Beachten wir einmal dieses feine Wirken der Natur. Zum bessern Verständniß seien einige Bemerkungen über physikalisch-akustische Voraussetzungen gestattet. Je mehr ein Körper in seinen Theilen regelmäßig schwingt, um so klarer, musikalischer wird der Ton. Was der Late mit „Ton“ bezeichnet, heißt in der Akustiklehre „Klang“, d. i. eine Vielheit von Tönen, aus der ein gewisser Ton, den man Grundton nennt, sich besonders bemerkbar macht und den eine Reihe von Nebentönen (Overtönen) begleiten, die ein geübtes Ohr zu hören vermag. Je härter der Körper ist und je mehr einzelne seiner Theile besonders stark schwingen, um so mehr hört man die Nebentöne, sodaß diese oft ebenso stark wie der Grundton oder noch stärker ertönen, z. B. bei Kirchenglocken, Haus-Bedienungsschellen. Der Schall eines Körpers wird in der Regel durch einen zweiten Körper erzeugt, dessen Beschaffenheit die Hervorbringung eines Tones oder Geräusches bedingt. Schläge ich mit einer kleinen Stahlgänge auf das Pflaster, so vernehmen wir einen hohen, durchdringenden Ton; unsere aus elastischem Leder bestehende Fußbekleidung vermag nur ein von unserm Ohre schwer festzuhaltendes Gemisch von Klangschwingungen zu verursachen, das wir Geräusch nennen. Wird dieses besonders bei Kindern unserm Ohre zu laut und lästig, dann sagt die Mutter: „Sunge, heb' die Füße auf!“ Der Klang entsteht durch periodische, also gleichmäßig wiederkehrende Bewegungen des tönenden Körpers, das Geräusch durch nicht periodische Bewegungen. Darnach können wir uns leicht vorstellen, daß tonerzeugende Körper eine gewisse Regelmäßigkeit und feste Zusammengehörigkeit ihrer Bestandtheile zur Voraussetzung haben müssen, geräuschzeugende dagegen nicht. Ein feines Ohr vernimmt aber trotzdem bei fast allen ziemlich energischen Geräuschen einen „Eigentön“ der schwingenden Körper, da die meisten Schallquellen innerlich eine gewisse, wenn auch noch so geringe Regelmäßigkeit bezeigen und sich daher zwischen den Extremen Geräusch und Klang bewegen. Meine Stiefel ergeben den dumpfen Ton des kleinen

g, der um so stärker wird, je mehr ich „trampel“. Als musikalisch brauchbarer Ton ist er natürlich nicht anzusehen. Die leichte Gangart der Damen läßt einer zu fassenen Ton in der Regel nicht aufkommen, da dieser von den unregelmäßigen Schwingungen des Pflasters oder vielmehr der dazwischen liegenden Erdtheile absorbiert wird. Es giebt Leute, denen das intensive Schwingen ihres Fußzeuges und der getretenen Masse verhaßt ist; sie schleichen. Der Rhythmus, in welchem die Gangart sich bewegt, nimmt bei jedem ausgewachsenen Menschen eine bestimmte Zeitform an, sodaß wir Freunde und Verwandte daran erkennen können und diese Eigentümlichkeit sich sogar vererbt. Das Geräusch des Gehens bildet einen starken Bestandteil des Straßenlebens, wird aber oft durch größere Körpermassen übertönt. Das „Wagengerassel“ und „Pferdegetrappel“ zeigen in ihrer Entstehung nicht bloß einen raschen, unregelmäßigen Wechsel stoßweise aufblitzender, verschiedenartiger Laute, sondern auch ganz bestimmte Töne, die ein aufmerksames Ohr aufzufassen vermag. In der Frühe des Morgens trifft mich oft das beneidenswerthe Loos, von dem ächzenden Gefang vorüberfahrender Lastwagen aus süßem Schlummer geweckt zu werden, welches Geräusch um so eindringlicher wirkt, als an der bezüglichen Straßenseite die Pflasterung plötzlich aufhört und dadurch der Eindruck auf den Gehörinn intermittierend erhöht wird. Die Macht der Schwingungen theilt sich fast dem ganzen Hause und den Gegenständen im Zimmer mit; das Geräusch scharf verfolgend, vernimmt das Ohr schließlich einen bestimmten Ton, hier das kleine t, der als Eigentön irgend eines Bestandtheiles des Wagens, vielleicht der Räder, anzusehen ist. Das Pferdegetrappel prägt sich dem Ohre durch scharf abgegrenzten Rhythmus und starke hohe Töne, welche die harten Hufeisen mit dem harten Steinpflaster verursachen, ein. Das Bild des Rhythmus mit den variirenden Tönen von d“ bis fs“ aufzuzeichnen, wäre nicht uninteressant. Der Druck des Pferdehufes auf den Erdboden ist so intensiv, daß bekanntlich Indianer, Araber u. s. w. an den weittragenden Schallwellen das Nahen von einzelnen oder vielen Pferden errathen, indem sie dabei ihr Ohr auf den Erdboden legen.

Bei den Gefahren, welche die schnellfahrenden Fuhrwerke besonders auf verkehrsreichen Straßen nach sich ziehen, ertönt oft ein Schrei der Furcht, um, verbunden mit rascher Bewegung, einer solchen Gefahr zu entgehen. Beobachten wir die Wirkung des Schreies auf uns. Seine in unregelmäßigen Stößen erfolgenden Luftschwingungen, vereint mit besonderer, aus der feelischen Erregung des Schreienden entstehender Klangfarbe, theilt sich unsern Nerven mit. Das Getöse erregt unsern Organismus in ähnlicher Weise physiologisch, wie dies beim Schreienden selbst der Fall ist, aber mehr in Gebanten. Die erfolgende Störung äußert sich als Unlustgefühl, das zur Bangigkeit wird, weil wir die Ursache des Schreies anhören oder womöglich mit ansehen. Je mehr sich ein solcher Schrei von anderm Klanggemisch abhebt, um so tiefer wirkt er auf unser Gemüth, sodaß z. B. Hülfe schrei in der Nacht unser ganzes Nervensystem in Aufruhr bringt, weil es außer den von uns vermutheten Ursachen die eberne Ruhe der Nacht durchbricht und somit die Wirkung auf uns durch andere Geräusche nicht beeinträchtigt wird. Die Mannigfaltigkeit der Stimme überhaupt als Sprache der feelischen Stimmungen vermag auch der unmusikalischste Mensch in feinsten Weise abzuschätzen. Ich greife einen beliebigen Stimmungsruf auf der Straße heraus, den Tagesgruß. Da höre ich hinter mir plötzlich ein „Guten Morgen!“ Ehe ich mich umwende, erkenne ich an diesem Ruf die Stimme meines Freundes H. So vermögen wir noch oft nach Jahren an dem bei jedem Menschen anderslautenden Organ denselben wiederzuerkennen. Es muß uns dies um so räthselhafter erscheinen, als doch unmusikalische Leute nicht im Stande sind, Halb- und Ganzstufen festliegender, bestimmter Töne zu unterscheiden, dabei aber solche anscheinend unabgegrenzten Sprachlaute fest im Gedächtniß behalten. Ich füge hinzu „anscheinend“, denn in Wirklichkeit ist die Sprachstimme ein komplizirtes, im normalen Zustande festbestimmtes Ganzes, zu dessen Entstehung viele Faktoren arbeiten müssen. Solche Faktoren sind die Stimmbänder, die Mund-, Nasen- und Rachenhöhle. Sobald wir sprechen, wird die Luftmasse in den genannten Höhlen in Schwingungen versetzt, wodurch „Eigentöne“ entstehen, die mit der Resonanz in erster Linie die Klangfarbe der Stimme ausmachen. Die große Dehnbarkeit der Mundhöhle, die durch Zunge, Wangen und Unterkiefer bewirkt wird, veranlaßt die Bildung der Vokale, die subjektiv ist, also mehr oder weniger eine andere Färbung trägt. Diese subjektive Färbung verleiht der Stimme einen abgeschlossenen Charakter, der bei jedem Menschen wiederzuerkennen ist. Selbst

Selbstwörter, die vor fremden Ohren oft gleichartig zu sprechen scheinen, unterscheiden sich trotzdem im Organ, da die Stellung der Sprachwerkzeuge nie die gleiche ist.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Den Goldfunden von Klondike in Alaska schließen sich neuerdings reiche Funde in Kalifornien und Ontario an. In dem von Goldgräbern stark abgeflachten Kalifornien entdeckte man in der Nähe der Stadt Redding an den Quellen des Salmflusses neue goldführende Gebiete. Angeblich wurde dort ein 150 Pfund schwerer Goldklumpen im Werte von 42 000 Dollar gefunden und nach Redding gebracht. Die neuen Goldgebiete Ontarios liegen am Wawa-See, der vom Michipicotenflusse aus zu erreichen ist. Ein Zeltlager, Wawa City genannt, ist über Nacht an den Ufern des Sees emporgewachsen. Aus den Lagern der Goldsucher am Chilkutpaß in Alaska kommen äußerst trübe Nachrichten. Viele der dort Befindlichen sollen bereits unter der Last der Entbehrungen, die sie zu ertragen hatten, zusammengebrochen sein. Diebe und andere Verbrecher treiben ihr Unwesen in einem solchen Grade, daß die Bildung von Wache haltenden Ausschüssen notwendig geworden ist. In Dyea liegen ungefähr 1000, in Skaguay 5- bis 6000 Personen in Zelten, um womöglich noch über die Pässe zu gelangen. In ihrer blinden Hast, das Goldland zu erreichen, ließen sie Alles im Stich, was ihrem Fortkommen im Wege steht. Auf meilenweite Entfernungen seien die Wege mit weggerufenem Gepäck und toten Pferden bedeckt. Ein Berichterstatter meldet aus Skaguay, daß die dort befindlichen Personen den bellagenswertesten „Gaufen Unglück“ bildeten, den er je beisammen gesehen. Die Mehrzahl der Leute brühte in dumpfer Verzweiflung vor sich hin, die Anderen fluchten und meinten. Viele der Freigeleiteten hätten das Wagnis unternommen, zu Fuß den Gebirgspass zu erklimmen, seien aber bald mit runden Füßen und gänzlich einmüthig zurückgekommen. In letzter Zeit machten wochenlange Regengüsse die Pässe ganz unwegsam. Von Seattle aus sind in den letzten Tagen mehrere hundert Pferde nach Skaguay abgeschickt worden, um beim Wegschaffen des Gepäcks über die Pässe behilflich zu sein. Das Schakamt der Vereinigten Staaten veröffentlicht einen Bericht eines Regierungsbeamten, aus dem hervorgeht, daß allen Warnungen zum Trotz der Andrang von Abenteurern unausgesetzt fortbauert. Die Lage sei entsetzlich, und es sei unmöglich, die Jagd nach den Goldfeldern zu beschreiben. Bis zum 15. September würden aller Berechnung nach weitere 3200 Personen in Skaguay anlangen und auch noch versuchen, vor Eintritt des Winters über den Paß zu kommen. Beinahe jedes Fahrzeug bringe die doppelte Anzahl von Reisenden, als ihm zu befördern gestattet sei. Einen Begriff von dem wilden Andrang könne sich nur der machen, der das Treiben mit eigenen Augen gesehen.

Wiederum ein Riesenschneeldampfer. Nachdem kürzlich der auf der Vulkan-Werft erbaute neue Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ seine Erprobungsreise über den Ocean in einer glänzenden Weise vollführt hat, wird bereits in wenigen Tagen ein zweiter Riesenschneeldampfer für den Norddeutschen Lloyd, dieses Mal von der Schichau-Werft in Danzig, von Stapel gelassen werden, dessen Kaufe der Kaiser beizuwohnen wird. Der neue Dampfer ist 177 m zwischen den Propellern lang, also zwar kleiner als „Kaiser Wilhelm der Große“, der 190 m mißt, aber wesentlich größer als die hervorragendsten, den Ocean bisher freuzenden Schnelldampfer, 24 m länger als „Fürst Bismarck“, 5 m länger als der englische Schnelldampfer „Majestic“, jedoch 30 m kürzer als der bisher in seinen Maßen unübertroffene „Great Eastern“, der jedoch von der auf Stapel gelegten britischen „Oceanic“ um 8 m (Gesamtlänge 215 m) übertrumpft werden wird. — Bei 11 500 cbm Brutto- und 7 300 cbm Netto-Raumgehalt hat der neue, „Kaiser Friedrich“ zu tausende Dampfer 2100 cbm Laderaum, führt 1768 Passagiere und Mannschaften, die er vermöge seiner bis zu 28 000 Pferdekraft indictrenden beiden Maschinen mit mehr als 21 Seemeilen Geschwindigkeit über den Ocean tragen wird. Für die Sicherheit des Schiffs ist durch einen über die ganze Schiffslänge sich erstreckenden Doppelboden und 20 durch meist bis zum Oberdeck reichende Querschotten geschaffene wasserdichte Abtheilungen gesorgt. Wenn der Norddeutsche Lloyd seinem soeben den bisherigen Ocean-Melord brechenden Niesen-Dampfer „Kaiser Wilhelm“ in dem Neubau gleichsam einen Konkurrenten an die Seite stellt, so wird hierbei der Zweck verfolgt, vermöge besonderer verbesserter Konstruktionen mit dem etwas kleineren Schiff einen wirtschaftlich besseren Betrieb bei derselben höchsten Fahrleistung zu erzielen. Das genannte Schiff mit Maschinen und Einrichtung ist von der Schichauwerft und zwar das Schiff in Danzig, die Maschinen-Einrichtung in Elbing hergestellt.

Wertlose Wissenschaft. In dem Salon eines englischen Gelehrten wurde kürzlich die Frage aufgeworfen, ob das Programm der höheren Knabenschulen nicht in der That zu überladen sei, und ob wirklich genügendes Interesse und Nutzen in allen dem enthalten sei.

Wantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Tzschelle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

was wir vom sechsten bis zum 20. Jahre lernen müßten. „Was mich anbetrifft“, so mißte sich hier der Professor Sir William G. . . in die Unterhaltung ein, „so habe ich die schmerzhafte Gewißheit des Nichts alles Wissens erlangt. Beinahe 30 Jahre meines Lebens habe ich dem Studium der Sprachen gewidmet — ich habe es dahin gebracht, gekläufig französisch, deutsch, russisch, italienisch, spanisch, türkisch, chinesisch und arabisch zu sprechen. Und ich habe eine Frau geheiratet, die mich in keiner dieser mühsam gelernten Sprachen jemals — ein Wort reden läßt!“

Die enttäuschten Forscher in Afrika. „Wie kommt es, Frau, daß alle Wohnungen leer sind und weder Menschen noch wilde Thiere zu sehen sind?“ — „Alle unsere Leute und wilden Thiere lassen sich in Europa um 's Geld anschauen!“

Ein musikalischer Gourmand. „Hören Sie gern Geige?“ — „Jawohl! Eine junge Virtuostin auf einer alten Geige!“

Ein vorfichtiger Freier. „Fräulein Klara, wollen Sie mit heute — und auch später immer — Ihr Jawort geben?“

Der Farbenü. „Wenn ich mein Augenglas verlege, bin ich ein ohnmächtiger Mensch!“ — „Ganz so geht es mir, Herr Professor, wenn ich die Koupon-Scheere nicht finde!“

Moderne Annonce. Köchin sucht Stelle. Selbe kann gleichzeitig in der Familie Unterricht im Kochen geben.

Kathederblüthe. Professor (in der Oberprima): „Meier, wenn Sie sich nicht mehr in Mat nehmen, so lasse ich Sie nicht in's Examen — und sollten Sie auch mit Ihren Kindern und Kindeskindern hier sitzen!“

Druckfehlerteufel. Heute wurde der furchtbare Moppelmörder hingerichtet.

Mißverständniß. Gast (der seine Beche berichtigen will): „Sagen Sie 'mal, was haben wir denn nun eigentlich gestern Abend getrunken, Jean?“ — Kellner (vorlegen): „Ja . . . das ist Weiskäfftsgeheimniß!“

Das Nichtige. „Sie sehen ja seit kurzer Zeit viel besser aus! Hat Ihr Hausarzt doch endlich das Nichtige getroffen und Sie von Ihrem langjährigen Leiden befreit?“ — „Ja er ist gestorben!“ (Aus den „fliegenden Blättern.“)

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die Deutsche Rundschau beginnt mit ihrem sechsten zur Ausgabe gelangten Heft ihr neuen, vierundzwanzigsten Jahrgang. Nach wie vor bleibt sie ihrem Bestreben, Kunst und Wissenschaft in gleicher Weise zu pflegen, treu, und giebt schon durch das erste Heft des neuen Jahrgangs den besten Beweis dafür, wie sie ihre Ziele zu erreichen weiß. Eine neue Ergänzung von Ernst von Wildenbruch, betitelt „Die Waldfrau“, eröffnet das Heft; an sie schließt sich ein Aufsatz Hermann Grimms zur Feier des „Siebzehnten Geburtstags Arnolds Böcklins“. In lebendigen Schilderungen führt Eduard Straßburger in die Welt der „Hohen Tatra“ ein; aus dem Schape seiner reichen Erfahrungen giebt G. Freiherr von der Goltz eine Beurtheilung der „Stärke und Schwäche des türkischen Reiches“; mit einer Fülle neuer Mittheilungen übertrifft J. V. Widmann in seinen „Erinnerungen an Johannes Brahms“. Ein kleinerer Artikel behandelt „Reichthum in Berlin“, ein Aufsatz von Franz Xaver Kraus beschäftigt sich mit dem Charakterbilde von „Ferdinand Gregorovius“. Eine politische Rundschau und eine literarische Rundschau schließen das Heft ab; jene giebt die gedrängte Chronik des Monats, diese enthält eine Besprechung von „Bildemeister's Ehrens“ durch Otto Harwig, sowie literarische Notizen und eine Bibliographie.

— Gärtner und Gartenfreunde machen wir auf die Zeitschrift „Die Gartenwelt“ aufmerksam, deren erste reichhaltige und prächtig illustrierte Nummer uns soeben zuzug. Herausgegeben von dem bekannten Gartenbau-Schriftsteller Max Desbrières, bildet diese Zeitschrift die Fortsetzung von des Herausgebers Monatsheften und wird nun als illustriertes Wochenblatt für den gesammten Gartenbau über alle Fortschritte auf diesem Gebiete, über neue Züchtungen und Kulturen sowie über alle übrigen den Gartenbau und die Gartenkunst betreffenden Angelegenheiten berichten. Ein großer Mitarbeiter-Stamm, der sich aus unleren ersten Fachmännern zusammensetzt, sieht dem Herausgeber zur Seite. Der Auffchwung und die Bedeutung des deutschen Gartenbaus, von denen die hundertgärtner Gartenbau-Ausstellung ein so glänzendes Bild gab, findet in der „Gartenwelt“ einen breiteten und zeitgemäßen Ausdruck. Der Inhalt der ersten Nummer ist für jeden Fachmann und Liebhaber von größtem Interesse. Der Verleger Gustav Schmidt, Berlin SW. 46 versendet Probe-Nummern gratis.

23

12)
Autoris
„A
daß zw
„A
wären
Ab, da
viel zu
zugehem
kaum b
und er
Burgun
„C
demoni
Gewalt
ihnen n
verrathe
„S
flüster
einen f
einen v
schönes
sie Eud
Herzen.
und er
ihren R
Lauten
„J
Gefehn
von Ein
Aber fi
Geschid
„D
Seinnor
die im
gelekt
find. S
gäbe w
von jeh
schichte
„A
indiani
famnen
ich nich
ruhigt.
vorbei
Ausgab
Stück r
prägt r